

Die innere Wahrheit des Märchens

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **45 (1940-1941)**

Heft 10

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-314165>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizerische Lehrerinnen-Zeitung

Schweizerischer Lehrerinnenverein

Erscheint am 5. und 20. jedes Monats

Präsidentin: Marta Schmid, Limmattalstr. 64, Zürich-Höngg

Schriftführerinnen: Emma Eichenberger, Morgentalstr. 21,
und Marie Haegle, Paradiesstr. 56, Zürich

Kassierin: Emmy Leemann-Biber, Kürbergstr. 16, Zürich-
Höngg, Postcheck VIII 7630, Zürich

Stellenvermittlungsbureau: H. Roost, St.-Alban-Vor-
stadt 40, Basel

Schweizerisches Lehrerinnenheim: Wildermettweg, Bern

Redaktion: Olga Meyer, Samariterstr. 28, Zürich
Tel. 4 54 43

Jahresabonnement: Fr. 5.—

Inserate: Einspaltige Nonpareillezeile 30 Rp.

Druck und Expedition: Bächler & Co., Bern
Postcheck III 286

45. Jahrgang

Heft 10

20. Februar 1941

Ich habe die Freude, den Lesern der « Lehrerinnen-Zeitung » in den nächsten Nummern unseres Blattes eine Folge von Artikeln über

„Lebensweisheit und Wahrheitsgehalt im Märchen“

aus der Feder der ausgezeichneten Märchenkennnerin Frl. H. Brack, Frauenfeld, zu bringen. Die Artikel bilden die Zusammenfassung einer Vortragsreihe, in der Frl. Brack beweist, wieviel das Märchen nicht nur kleinen Kindern, sondern auch der reiferen Jugend und vor allem uns Erwachsenen zu sagen hat — vorausgesetzt, dass man es richtig versteht.

Die Redaktion.

Die innere Wahrheit des Märchens

Hat es in der heutigen Zeit überhaupt einen Wert, sich mit dem Märchen zu befassen? Die Märchen, es handelt sich hier um die Grimmschen Märchen, sind ein altes, kostbares Erbgut, das wir ungeschmälert an die nächste Generation weitergeben müssen, und zwar durch lebendiges Erzählen. Wer aber Kinder in den Märchengarten hineinführen will, muss selber den Schlüssel zum Pfortchen haben und sollte jedes Weglein, jeden Baum und jede Blume in diesem Garten kennen.

Selma Lagerlöf berichtet in ihren Jugenderinnerungen « Marbacka » von ihrer Grossmutter, die unerschöpflich Märchen zu erzählen wusste: « Die Grossmutter glaubte selber jedes Wort, was sie erzählte. Wenn sie etwas gar zu Merkwürdiges berichtete, pflegte sie den Kindern tief in die Augen zu schauen und in ihrem überzeugenden Ton zu sagen: „Alles dieses ist so wahr, wie ich euch sehe und wie ihr mich seht!“ »

Wer also Märchen erzählen will, muss an sie glauben; er muss von ihrer Wahrhaftigkeit überzeugt sein. Aber wie ist das möglich, da es doch im Märchen von Unwahrscheinlichkeiten wimmelt? Wenn ich 15—16jährigen Mädchen, die dem Märchen den Rücken gekehrt haben mit der Begründung, es sei ja doch ganz unwahr, den Zugang dazu wieder öffnen möchte, so lasse ich sie das Märchen von der Frau Holle lesen und fordere sie dann auf, mir alles aufzuzählen, was ihnen an diesem und dann überhaupt an den Märchen unwahr vorkommt. Sie sagen: Tiere und Pflanzen und tote Dinge können doch nicht reden, wie sie es im Märchen tun: « Die Menschen können sich doch nicht in Tiere verwandeln; es gibt weder Riesen noch Zwerge, weder Zauberer noch Hexen. » Im Märchen von der Frau Holle stossen sich die Schülerinnen am Brunnen, durch den man auf eine schöne, blumige Wiese gerät, am Brot und an den Aepfeln, die reden, am

Tor, das die Frau Holle für immer schliesst, am Gold- und Pechregen, am redenden Hahn usw. Wir nehmen nun Punkt für Punkt durch, zuerst die redenden Tiere, Pflanzen und Dinge. Ich frage: Kann ein Hund wirklich nicht reden? « Ja, eigentlich doch. » « Wie denn? » « Mit den Augen, mit den Ohren, mit dem Schwanz, mit dem ganzen Körper. » « Und eine Pflanze? Kann sie es nicht sagen, wenn sie Durst hat? » « Doch, sie sagt es, indem sie Blüten und Blätter hängen lässt. » « Und leblose Dinge, z. B. das Stücklein Brot, das auf dem Boden liegt? » « Es sagt: Zertritt mich nicht; heb mich auf! »

Also gibt es ausser dem Wort noch andere Mittel, um sich verständlich zu machen: Linien, Formen, Farben, Gerüche, Bewegungen, Situationen. Wer feine Sinne hat, versteht auch diese stumme Sprache und geht verständnis- und respektvoll auch mit den Dingen um, gerade so, wie es die « Fleissige » in der Frau Holle dem Brot und den Aepfeln gegenüber tut. Unsere Kleinen wundern sich keineswegs über solche Personifikationen. Sie leben ja mit den Tieren, Pflanzen und Dingen in eben jenem wundervollen geschwisterlichen Verhältnis, wie es erst das Märchen uns Erwachsenen wieder als natürlichen Zustand offenbart; denn in Wirklichkeit gibt es ausser der Maschine nichts Totes, nichts Seelenloses in der Schöpfung.

Lassen sich am Ende auch andere Seltsamkeiten des Märchens so natürlich und einfach deuten, z. B. der merkwürdige Brunnen? Gewiss; denn wir sind alle schon in einen solchen dunkeln Brunnen gestiegen, der uns in unbekannte Tiefen führte, und meine Schülerinnen werden ihn auch bald tun müssen, den Schritt ins Dunkle, Unbekannte, wenn es in die Fremde geht, in die Lehr- und Wanderjahre hinein. Was die beiden Mädchen bei Frau Holle erleben, ist ja auch nichts anderes als eine Lehr- und Probezeit in der Fremde, während der sich ihre Lebenstüchtigkeit oder Untüchtigkeit offenbart. Wie bedeutsam diese Probezeit für ein junges Menschenkind ist, zeigt uns das Märchen drastisch, wenn es sagt: « Und Frau Holle schloss das Tor hinter ihr zu », das Tor, das die Vergangenheit unerbittlich von der Gegenwart trennt und uns die Möglichkeit nimmt, an dieser Vergangenheit noch etwas zu ändern, so gerne wir das tun möchten. Denn eben aus dieser Vergangenheit heraus steigt nun der Segen oder der Fluch, der in die Gegenwart und Zukunft hineinströmt. Der Goldregen, von dem die Fleissige überschüttet wird, kann keine materielle Belohnung sein, die das Mädchen in Zukunft der Arbeit enthebt, sonst würde ihr Frau Holle die Spindel, die sie der Faulen vorenthält, nicht zurückgeben als Aufmunterung zu stets neuem Fleiss. Der Goldregen ist vielmehr der geheimnisvolle Segen, der ein Menschenkind auf Schritt und Tritt begleitet, sofern es seine Arbeit im Geiste « der Fleissigen » tut, während die Wesensverwandten der Faulen vom Unsegen verfolgt werden. Beide Mädchen haben sich in der Probezeit einen Ruf gemacht. Sein Symbol ist der Hahn, der ihr Lob und ihren Tadel weithin hörbar verkündet.

Wem so oder ähnlich der Sinn des Märchens von der Frau Holle aufgegangen ist, der glaubt daran. Natürlich sollen die kleinen Zuhörer nichts von seiner Deutung erfahren; aber die Ueberzeugung des Erzählenden macht sich durch jedes Wort den kleinen Zuhörern fühlbar. Wir sehen: gerade der Teil, den der Verstand des Lesers als unwahr und darum wertlos verwirft, ist der wertvollste. Hinter den Unwahrscheinlichkeiten ver-

birgt sich tiefste Lebenswahrheit und Weisheit. Wie schön, *dass* sie sich verbirgt und gesucht und entdeckt werden muss! Gerade dies köstliche bunte Gewand verleiht dem Märchen seinen unnennbaren Zauber. Es schaut uns an mit Kinderaugen, die so unschuldig und zugleich so rätselhaft sein können, als ob sie noch von Dingen wüssten aus einer andern Welt, die uns verlorengegangen ist.

« Aber », fragen etwa die Schülerinnen, « was hat das zu bedeuten, wenn im Märchen Menschen durch Zauberer oder Hexen in allerlei Tiere, in Raben, Schwäne, Bären, Löwen, Frösche, Rehe oder gar in Steinklötze verwandelt werden? » *Unsere Kleinen* stossen sich allerdings an solchen Uebernatürlichkeiten nicht. Sie stehen ja noch auf der Stufe oder sind kaum über sie hinausgewachsen, wo sie sich immer wieder als ein anderes fühlen, wo der Hansli nicht der Hansli, sondern eine Eisenbahn, ein Auto, ein Pferd, ein Kaminfeger, ein Lokomotivführer usw. ist. Wir Erwachsenen aber brauchen uns nur daran zu erinnern, dass ja auch der tägliche Sprachgebrauch die Menschen mit Tiernamen bezeichnet, dass er einen starken Menschen einen Löwen, einen t äppischen einen Bären, einen falschen eine Katze, einen listigen einen Fuchs, einen flinken ein Reh nennt, dann verstehen wir, dass sich Menschen *innerlich* in Tiere verwandeln können. Die verwünschten Menschen sind auf eine tiefere Stufe gesunken, sie reden eine andere Sprache; sie sind durch eigene oder fremde Schuld wahrem Menschentum fremd, sie sind z. B. gleich den sieben in Raben verwandelten Brüdern, düstere, zänkische Gesellen geworden. Wir Erwachsenen kennen ja den schweren Bann des Zornes, des Hasses, der Eifersucht, der Verstimmung, den schweren Bann der finstern Mächte, der sich auf die Seelen der Menschen legen kann, also, dass sie aneinander vorbeigehen, ohne sich zu kennen und zu verstehen, als wären sie wirklich Wesen einer andern Ordnung, als wären sie wilde Tiere oder düstere, zänkische Vögel. Manchmal bekommen sie im Märchen auf eine Viertelstunde ihre menschliche Gestalt wieder, d. h. in der Sprache der Wirklichkeit ausgedrückt, sie haben immer wieder Augenblicke, in denen sie aus der Gebundenheit dieses Wesens heraustreten können. Aber sie ganz daraus zu erlösen, das vermag nur eine grosse, reine Liebe. Nur sie kann das Fremde, Wilde im andern besiegen und der reinen Menschlichkeit wieder zum Durchbruch verhelfen. Nur sie findet das Zauberwort, das, zur rechten Stunde gesprochen, den Zauber bannt.

Wie geschehen die bösen Verwandlungen? Im Märchen von den sieben Raben ist es das unbedachte, im Aerger gesprochene Wort des Vaters, das die Verwandlung bewirkt. Haben blossе Worte eine solche verheerende Macht? Kann ein heftiges, ein verletzendes, ein giftiges, ein misstrauisches Wort einen Menschen verwandeln, einen gutmütigen in einen rachsüchtigen, einen zutraulichen in einen misstrauischen, trotzig, borstigen, einen zuversichtlichen in einen zaghaften, unsichern? O ja, wir kennen solcher Beispiele genug. Hat nicht schon oft das blossе verächtliche Wort: « Aus dir wird deiner Lebtag nichts! » die seelischen Kräfte eines jungen Menschen auf Jahre hinaus oder lebenslang lähmen können?

Das Schwesterchen der sieben Rabenbrüder aber hatte nicht Ruhe noch Rast, bis es sich einmal aufmachte und in die weite Welt ging, seine Brüder irgendwo aufzuspüren und zu befreien, *es möchte kosten, was es wollte*. Kann man sich etwas Rührenderes vorstellen, als dies zarte, kleine

Geschöpfchen mit der riesengrossen Liebe, die es treibt, mutterseelenallein weit, weit, bis ans Ende der Welt, ja bis zu Sonne, Mond und Sternen zu wandern, um seine Brüder zu erlösen! Wie so oft im Märchen verdeutlicht hier ein äusseres Geschehen ein inneres Erleben. Wer eine solche verirrte Menschenseele heimholen will — eine Mutter oder Schwester ihren auf Abwege geratenen Sohn oder Bruder, eine Frau ihren auf bösen Pfaden wandernden Mann — der hat oft einen langen, jahrelangen dornenvollen Weg vor sich. Er muss unentwegt wandern bei Tag und bei Nacht, in Frost und Hitze und oft in gänzlicher Einsamkeit, weil er allein an die Möglichkeit einer Rettung glaubt. Aber, wenn es dem Schwesterchen an menschlicher Hilfe gebricht, die ja sowieso für die Lösung seiner Aufgabe unzulänglich ist, so wird ihm dafür eine höhere Hilfe zuteil. Die *Sterne* nennen ihm den Ort, wo es die Brüder findet und geben ihm das Beinchen, das den Glasberg öffnet. Die Brüder leben im Glasberg. Man friert, wenn man sich ihn vorstellt. Nirgends warmes Leben, weder Gras noch Blumen. Der Glasberg ist die verkörperte Unfruchtbarkeit. In eine solche Oede und Leere können verirrte Menschenseelen geraten! Und weiter: Glas ist wohl durchsichtig, man kann sich sehen; aber es ist hart und undurchdringlich. Man kann nicht zueinander gelangen und sich innerlich nicht finden. Wie nun das Schwesterchen seinen Zauberschlüssel brauchen will, hat es ihn verloren. Es meint am Ziel zu sein, und nun? War der ganze, lange, mühsame Weg umsonst? Ist nun die Erlösung unmöglich? Nein. Grosse Liebe macht das Unmögliche möglich. Ohne Besinnen schneidet es sich das Fingerlein ab, d. h. es ist auch noch zum letzten, grössten Opfer bereit, und die Erlösung, nach der sich die Brüder ja immer gesehnt haben, geschieht. Aus der kalten Oede können sie heimziehen ins liebewarme Vaterhaus. — Das Märchen glaubt fest an die erlösende Kraft der geduldig ausharrenden, opferbereiten Liebe.

Es ist überhaupt lohnend, den Verwandlungen im Märchen nachzugehen und sich klarzuwerden, wer sie verschuldet, wie sie sich vollziehen und woher die Erlösung kommt. Jede Verwandlungsgeschichte offenbart wieder ein anderes seelisches Geschehen; aber stets ist es eine allgewaltige selbstlose Liebe, die das Wunder der Rettung vollbringt. Sieben Jahre muss ein anderes Schwesterchen schweigen und Hohn und Spott und Verleumdung ertragen, um die Schwanenbrüder zu entzaubern. Dem garstigen Frosch muss das Königstöchterlein das Wort halten und ihn zum Gesellen annehmen, damit er wieder ein Königssohn wird. Seine eigenen Kinder opfert der König, um dem in Stein verwandelten treuen Johannes seine menschliche Gestalt wiederzugeben. Das Märchen wird hier zum tief sinnigen Gleichnis.

Für die Wirkung des Märchens auf kleine Zuhörer ist es nicht gleichgültig, mit welcher Intensität sich die Erzählerin mit dem Stoff befasst hat. Wer erfahren will, wie tief der Eindruck sein kann bei einer aus liebevoller Versenkung herausgestalteten Wiedergabe des Märchens, der lese im zehnten Heft der Elementarlehrerkonferenz des Kantons Zürich den Bericht von Elise Vogel, Zürich, über eine Märchenstunde:

Ein Kind, nachdem die Lehrerin die Verwandlung der sieben Brüder in Raben erzählt hat: « Das hett der Vater nüd sölle säge. Wenn jetzt dänn s' Chindli na stirbt, dänn händ's kei Buebe und keis Chind, denn händ's gar nüt meh! »

Ein zweites : « Er hett wenigstens sölle säge : Wenn nu sechs Buebe zu Rabe würdid, denn hett er wenigstens no ein Bueb gha. »

Ein drittes : « Ja du — der Vater hät's doch überhaupt nüd ernscht gemeint. Er hät's doch nüd welle, es ischt em nu eso usegwütscht. »

Ein viertes : « Es isch em i der Täubi usecho. Me sötti nie öppis i der Täubi säge, es chunnt nie öppis Gschiids use. »

Ein fünftes : « Gseit ischt gseit — furt ischt furt — das ischt, wie wänn eim der Luftballon furtflügt — er chunnt nümme ume ! »

Nicht wahr, die Grossmutter von Selma Lagerlöf hat recht : Das Märchen ist so wahr, wie dass ich dich sehe und du mich siehst.

Der Mensch ist ursprünglich eine Originalausgabe aus Gottes Hand; wenn einer aber in der Menge mitläuft, macht er sich zum falschen Nachdruck.
Kierkegaard.

Erziehungsbriefe aus dem Aufgabenkreis einer Lehrerin

V.

Sie haben bemerkt, liebe Frau W., dass Koni in seiner Schultasche neben manchem andern « Grümpel » auch Zettelchen herumträgt, die verdächtige Worte, wie Sie sie nennen, enthalten. Ein solches legten Sie Ihrem letzten Brief an mich bei. Ich habe mehrmals durchgelesen, was er schreibt:

« Libes Mädchen ! Ich meine Frideli und auch Lisi. Nicht Anna und Mari. Die gehen mich nicht an. Kommt ihr auf die Spilwiese zum Völki ? Um 5 Ur fängt es an.

Gruss und Kuss Euer Konius, Luftibus, Ritzinus, Wärkius. »

Für einen Elf-Zwölfjährigen schreibt er keineswegs ausgezeichnet ! Er vergisst die Regeln, die in gewiss tausendfachen Uebungen seit seiner ersten Schulzeit die ie-Wörter und die uh-Formen umrissen haben. Er setzt die Sätze so kurz, dass man deren inhaltliche Verbindungen erraten muss. Er schreibt eine Schrift, dass der Kratzer eines Federviehs auf der Erde in Schönheit dagegen absticht ! In Eile, Eile muss es geschehen sein, was er den « liben » Meitli mitteilen wollte — und doch unterlassen hat. Inhaltlich ? Sie drängen berechtigterweise zu dieser Seite des Papierwisches hin und wünschen die Auffassung zu hören von jemandem, der eine ziemlich grosse Anzahl solcher und ähnlicher « Briefe » vor Augen hatte.

Die Form — bitte, bleiben wir noch einen Augenblick dabei ! — ist nicht gleichgültig. Sie gibt in Konis Fall Aufschluss über eine grosszügige Gleichgültigkeit, mit welcher er seinen Brief abgefasst hat. Dazu gehört auch, dass er ihn nicht einmal abschickte. Wenn man seine durchschnittlichen Schularbeiten damit vergleicht, so fällt der Anruf an seine Freundinnen noch mehr ab. Koni ist, wie Sie wissen, kein ausgezeichnete Schüler. Er gehört zur grossen Mitte, und wenn er voller « Streiche » ist, sogar etwas darunter. Voller Streiche ! Die Unterschrift, die Sie so sehr erschreckte : « Gruss und Kuss . . . » das ist zusammengehalten mit den fünf Namen, die er sich gibt, so recht der Bub mit den vielen Einfällen und dem gar nicht immer leicht zu führenden Mundwerk ! Irgendwo mag er gelesen oder ge-